



Wir – und die anderen

18. Sonntag nach Trinitatis, 8. Oktober 2023

Pfrn. Verena Naegeli

Und Jesus ging von dort weg und zog sich in die Gegend von Tyrus und Sidon zurück. Und da kam eine kanaanäische Frau aus jenem Gebiet und schrie: Hab Erbarmen mit mir, Herr, Sohn Davids! Meine Tochter wird von einem Dämon furchtbar gequält. Er aber antwortete ihr mit keinem Wort. Da traten seine Jünger zu ihm und baten: Stell sie zufrieden, denn sie schreit hinter uns her! Er antwortete: Ich bin nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt. Doch sie kam, fiel vor ihm nieder und sagte: Herr, hilf mir! Er antwortete: Es ist nicht recht, den Kindern das Brot wegzunehmen und es den Hunden hinzuwerfen. Sie sagte: Stimmt, denn die Hunde fressen ja ohnehin von den Brotbrocken, die vom Tisch ihrer Herren fallen. Darauf antwortete ihr Jesus: Frau, dein Glaube ist gross! Dir geschehe, wie du willst. Und von Stund an war ihre Tochter geheilt.

Mat 15,21-28

Vor bald zwanzig Jahren bin ich ein erstes Mal nach Madagaskar gereist, um dort eine Weile zu bleiben. Eine fremde Kultur lässt einen vieles entdecken, neu sehen. Eine fremde Sprache auch. So habe ich gelernt, dass es im Madagassischen nicht nur *ein* Wort für «Wir» gibt, sondern zwei – je nach dem, ob dieses «Wir» inklusiv oder exklusiv gemeint ist.

Im Deutschen machen wir da keinen Unterschied. Wenn ich Ihnen sage: «Wir feiern jetzt Gottesdienst», sind wir alle gemeint, inklusiv. Sage ich hingegen: Wir haben den Gottesdienst vorbereitet – dann ist es ein exklusives «Wir». Nur wir, die Verantwortlichen, sind gemeint. Wo das Madagassische – und vielleicht auch andere Sprachen – zwei unterschiedliche Wörter haben, müssen wir im Deutschen aus dem Sinnzusammenhang herausfinden, wer zum «Wir» gehört. Und manchmal ist es nicht klar. Wenn ich zum Beispiel sage: «Wir Schweizer». Wer ist da jetzt gemeint? Ist das «Wir» inklusiv oder exklusiv?

Heute wollen wir – will *ich* mich diesem Wir-Gebrauch einmal zuwenden anhand der Geschichte aus dem Matthäusevangelium. Wie wird das «Wir» dort verstanden? Und was könnte es uns – mir, dir – aufzeigen? Ich nehme drei Szenen auf.

Die erste Szene:

Jesus zieht sich mit seiner Jüngergruppe in die Gegend von Tyros und Sidon zurück. Er kommt vom See Gennesaret in Galiläa. Es gab dort viele Begegnungen, viele wollten etwas von Jesus, es gab Auseinandersetzungen mit jüdischen Gelehrten. Jetzt geht Jesus ins Ausland, um Ruhe zu finden und sich zu erholen. Tyros und Sidon liegen nördlich von Galiläa, im syrophönizischen oder «kanaanäischen» Gebiet. Der Name Kanaan weckt Assoziationen: Es ist das verheissene Land, eine Art Mythos, aber auch das Land der Fremden, der Heiden. Das Land der anderen. Jesus und seine Jünger haben sich in ein Haus zurückgezogen. «Wir sind hier unter uns», sagen sie sich. Doch da wird dieses «Wir» gestört durch eine kanaanäische Frau, eine Fremde.

Ist sie wirklich fremd?

Die afrikanische Theologin Musa Dube weist darauf hin, dass Jesus und seine Jünger sich so verhalten wie es europäische Menschen des Öftern tun, heutzutage, wenn sie für Ferien ins Ausland reisen, zum Beispiel nach Afrika. Sie wollen sich erholen. Sie bleiben unter sich. Es gibt vielleicht touristische Kontakte. Aber wirklich auseinandersetzen mit den Lebensbedingungen der Fremden – die doch eigentlich die Ansässigen sind – wollen sie sich nicht.

In unserer Geschichte bringt die kanaanäische Frau solches Verhalten durcheinander. Sie stört das exklusive «Wir». Sie findet, dass Jesus und die Jünger – jetzt, wo sie da sind – auch mit ihr und den Problemen ihrer Tochter etwas zu tun haben, dass es ein gemeinsames, ein inklusives «Wir» gibt. «Hilf mir und meiner Tochter», schreit sie. «Nimm uns wahr!»

Ich komme zur zweiten Szene:

Die Reaktion von Jesus ist krass. «Er antwortete der Frau mit keinem Wort», heisst es im Text. Ist es, weil er in dem Moment überfordert ist, einfach nicht kann?

Es erinnert mich an eigenes Verhalten, wenn mich auf der Strasse jemand angehen will, wegen Geld vielleicht. Ich wende mich ab, weil es mir gerade zu viel ist.

Vielleicht schweigt Jesus auch, weil er keine billige Antwort geben will. Denn dazu fordern ihn jetzt die Jünger auf: «Stell sie zufrieden, mach irgendetwas», sagen sie zu Jesus. «Dann geht sie weg und *wir* sind wieder unter uns, haben unsere Ruhe, müssen uns nicht weiter um ihre Lebenssituation kümmern.»

Auch dies erinnert mich an eigenes Verhalten: Ich gebe, ich spende ein wenig etwas, dann habe ich es erledigt. Ich muss mich nicht auf tiefergreifende Zusammenhänge einlassen: Wie es mir und wie es anderen ergeht – auf ein umfassenderes «Wir».

Den Jüngern gegenüber spricht Jesus nun aus, was ihn beschäftigt. «Ich habe eine klare Mission. Ich will für meine jüdischen Mitmenschen da sein. Ich kann doch nicht für alle zuständig sein ...»

Wir kommen zur dritten Szene

Die kanaanäische Frau lässt nicht locker. Für sie geht es um ihre Existenz. Die Existenz ihrer kranken Tochter. Sie fällt vor Jesus auf die Knie. Jesus schaut auf sie herab und verwendet nun ein wirklich stossendes Bild: «Es ist nicht recht, den Kindern (Israels) das Brot wegzunehmen», sagt er, «und es den Hunden – den Fremden, dir Frau und deiner Tochter – hinzuwerfen!»

Doch die Frau gibt nicht auf. «Kinder und Hunde», sagt sie – «die, welche am Tisch essen und die, welche darunter Brosamen zusammenklauben, gehören doch zusammen. Sie sind in Beziehung. Die Hunde essen vom gleichen Brot, das vom Tisch der Herren fällt ...»

Es ist oft darüber gerätselt worden, in welchem Geist die Frau dies sagt: In früheren Interpretationen hat man sie gerne als besonders demütig gesehen. Sie habe sich bescheiden mit den Hunden unter dem Tisch identifiziert. Und so habe sich Jesus ihrer erbarmt. Naheliegender und befreiender finde ich die Interpretation, dass die Frau hier mit (verzweifelter) Ironie die Argumentationsweise von Jesus aufnimmt. Sie lässt nicht zu, dass sich ein «wir Gott-anbefohlenen Menschen hier» und «ihr fremden Heiden dort» festsetzt. Sie wehrt sich gegen ein exklusives, ausgrenzendes «Wir». Und jetzt geht es plötzlich schnell: Jesus sieht ihren Glauben – für mich ist es ihr Glaube an ein umfassendes «Wir» und die grosse Kraft, die darin steckt – und schon ist das Problem gelöst, ist die kranke Tochter der Frau geheilt.

Es geht schnell – vielleicht zu schnell. Ich frage mich, ob die Geschichte nicht etwas auslöst, das von uns noch erzählt werden muss. Dies sagt zumindest die Theologin Musa Dube, die ich zu Beginn erwähnt habe. Für sie kann die Geschichte nicht damit enden, dass Jesus sich der vor ihm knieenden Frau gnädig zuwendet und mit einer magischen Geste ihre Tochter fernheilt. Es braucht mehr, sagt Dube.

Denn wie können wir überhaupt die Krankheit der Tochter verstehen?

Sie wird von einem Dämon gequält, einem bösen Geist, heisst es. Dafür gibt es verschiedene Deutungsmöglichkeiten. Eine ist, dass die Tochter das Trauma ihrer Mutter trägt, nämlich, nicht als würdig und ebenbürtig anerkannt zu werden. Es kann rassistische, sexistische Gründe haben. Erfahrungen von Gewalt und Unterdrückung. Auch politisch. Die Gegend, in der Jesus sich damals bewegt hatte, war keine heile Welt.

Die Krankheit der Tochter – die auch für die Mutter steht – liegt also in den Beziehungen, die beschädigt und zerbrochen sind. Es reicht deshalb nicht, sagt Musa Dube, wenn die, welche oben sind, sagen: «Ich gebe dir mein Erbarmen, aber du bleibst doch da unten, unterm Tisch.» Und sie denkt auch an ihre eigenen Erfahrungen als Afrikanerin im kolonialen, postkolonialen Kontext. Damit in der Geschichte Tochter und Mutter – wie auch die Jünger und Jesus – gesund werden können, sich neu verstehen können, braucht es auch ein neues «Wir, miteinander». Ein «Wir, auf Augenhöhe».

Unsere Geschichte muss also ergänzt werden: Nämlich, dass die Frau sich jetzt aufrichtet, aufsteht, dass Jesus sie mit den Jüngern zu Tische bittet, sie miteinander reden, das Brot teilen – als Sinnbild einer allen zustehenden Lebensgrundlage und Lebenswürde. In einem längeren Prozess wird dann auch die Tochter gesund.

Wir – und die anderen.

Liebe Gemeinde, es ist unvermeidlich und auch nötig, dass sich in einer Gesellschaft exklusive «Wir's» bilden, Gruppierungen mit eigenen Identitäten, Erfahrungen und Anliegen. «Wir als Familie» mit einer gemeinsamen Lebensgeschichte. «Wir Frauen» mit bestimmten Erfahrungen. «Wir trans Menschen», deren Situation vielleicht nur versteht, wer sie selbst erlebt.

Problematisch wird es aber, wenn ein exklusives «Wir» erstarrt, als wären alle innerhalb dieses «Wir» gleich. Wenn ein «Wir» sich über andere «Wir's» stellt, sie herabsetzt, ausgrenzt. Wenn ein «Wir» nicht mehr durchlässig ist. Unsere Geschichte setzt da einen Kontrapunkt. Sie zeigt, wie Jesus zu einem neuen «Wir» findet. Dank der «fremden» Frau.

Uns fragt die Geschichte, wie wir selber zu unseren «Wir's» stehen.

Ist für uns festgelegt, wer dazugehört und wer nicht? Gelingt es uns, neue «Wir's» zu kreieren, etwa mit Nachbarn oder Menschen aus einem anderen Kulturkreis? Für letzteres brauchen wir nicht ins Ausland zu reisen. Die Welt ist mitten unter uns. Oder teilen wir in die «Richtigen» und die «Falschen» ein – wie es uns in einer zurzeit aktuellen politischen Propaganda vorgesagt wird?

Vielleicht haben wir es selber erfahren, was es bedeutet, Gemeinschaft zu *finden* – aufgenommen zu werden, in der Fremde oder hier. Unterstützung zu bekommen von unerwarteter Seite. Neu dazuzugehören.

Die biblische Geschichte lädt uns ein, unser «Wir» zu öffnen, Beziehungen aufzunehmen. Wir können es nicht überall – aber da oder dort. Wir können die grossen Migrationsfragen, die unsere Gesellschaft umtreiben, nicht einfach lösen, aber beitragen zu mehr Mitmenschlichkeit.

Ein inklusives Wir-Verständnis gehört zum christlichen Glauben. So hat die christliche Bewegung angefangen: als offener «Melting Pot» von Menschen verschiedenster Herkunft und sozialer Stellung – getragen durch den Glauben, dass wir alle Kinder Gottes sind und Jesus unser aller Bruder. Dies gilt über unser kirchlich-religiöses Bekenntnis hinaus.

Ausgesandt sind wir – ja, *wir alle* –, neue Geschichten des «Wir-miteinander» zu schreiben, zu erfahren. Dann kann etwas heil werden, um uns herum und in dieser Welt.

Es gilt das gesprochene Wort.

Weitere Predigten lassen sich unter www.fraumuenster.ch nachlesen und als Podcast nachhören.